

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 31

Artikel: Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf [Schluss]

Autor: Greyerz, Otto v.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

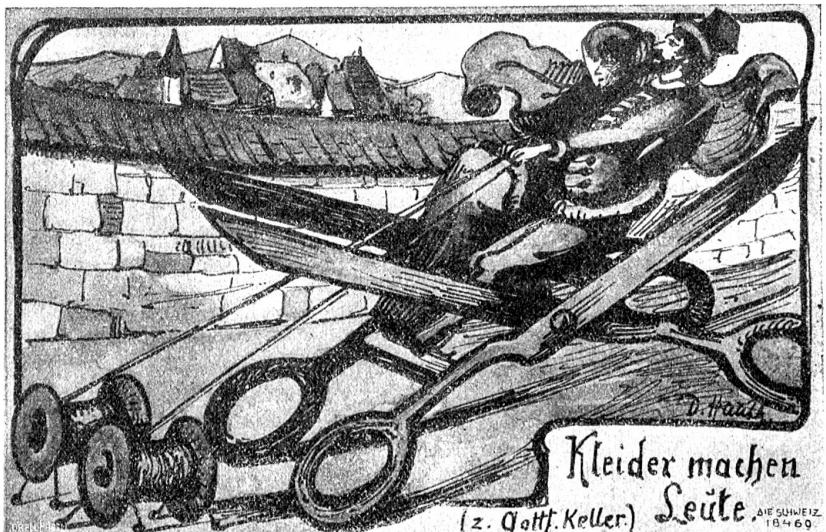
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihn, versöhnt sich mit ihm und beschließt, den Spötttern zum Troß, den Schneider zu heiraten. Wenzel Strapinski ergreift die Zügel der Pferde und „Nettchen lehnte sich so zufrieden an ihn, als ob er eine Kirchensäule wäre“. Solchermaßen fest entschlossen, zueinanderzustehen und mit eigenen Händen das Glück zu bauen, futschieren sie Seldwyla zu, allwo sie nach solennner Hochzeit sich niederlassen, ein Tuch- und Mäzegeschäft gründen, es zu Blüte bringen und den Seldwylern zeigen, was innere Tüchtigkeit ist. Die Geschichte schließt also viel positiver und wirlschaftsmäßiger, als Dora Hauths Phantasie es wahr haben will.

Überhaupt sind die „Leute von Seldwyla“ voll des schönsten und blühendsten Lebens, und hunderftach fänden darstellende Künstler hier ihre Motive. Wir erinnern nur an die Landschaft in Kellers duftendster und gefühlstieffester Novelle, in „Romeo und Julia auf dem Dorfe“. Doch möchte man dieser blühenden Romantik einen Illustrator

zum mindesten in der Währung eines Ludwig Richter oder Moriz von Schwindt wünschen. Der Schweizer Künstler, der Kellersche Poesie am reinsten und sichersten erfaßt, der auf dem Goldhintergrunde wärmtsten Fühlens all den Reichtum der Kellerschen Kleinwelt mit der gläubigen Liebe und dem fröhlichen Humor des Lebenbejahers hingemalt hätte, Albert Welti, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Es ist eigentlich verwunderlich, daß Welti nie auf den Gedanken kam, Keller zu illustrieren. Gewiß, hätte uns sein kongenialer Zeichenstift einen auf alle Zeiten hinaus kostbaren „Grünen Heinrich“ geschenkt; klängt doch die Landschaft in seinem Bilde „Die drei Königstöchter“ die gleichen poesievollen Töne an wie die im Kapitel „Anna“ des Kellerschen Romans, und welch ein wunderbares Schatzkästchen er aus Kellers Märchen „Spiegel, das Kätzchen“ mit seinem Hexen- und Teufelspuß gemacht, das wagen wir uns aus Wehmuth nicht auszudenken!

H. B.



Dora Hauth: Kleider machen Leute.

Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf.

Von Otto v. Greyerz. (Schluß.)

Mit Gotthelf war es anders. Er hatte sich, wie Keller, „von Anfang an entschieden unter die freissimme Fahne

gestellt“ und die Juli-Revolution mit Begeisterung begrüßt; auch bekannte er sich noch 1841 (in einem Briefe an Hagenbach) zu ihr. Aber einer politischen Partei schloß er sich nicht ausdrücklich an. Er war nicht etwa antiradikaler Parteimann in dem ausschließlichen Sinne, wie Keller eine zeitlang antikonservativer Parteimann war. In der Vorrede zu seinem politisch tendenziösesten Buche, dem *Zeitgeist* und *Bernergeist* (von 1849–51), verwahrt er sich gegen die Deutung, als bekämpfe er mit dem Radikalismus auch die ehrlichen Radikalen, „welche nicht zur Sekte gehören“. „Ihren Ansichten“, sagt er, „wenn wir sie auch nicht teilen, räumen wir ihre Berechtigung ein.“ Gegen die „Sekte“ ist das Buch geschrieben, d. h. gegen die mit dem politischen Radikalismus verbundene und verquidkte, schwer von ihm zu trennende Lebens- und Weltanschauung, welche die christliche Freiheit und damit nach seiner Überzeugung das Volksglück bedroht. Im Kampf gegen diesen Feind hat Gottthelf sich zu Ausfällen und Zwischenreden hinreißen lassen, die der Schönheit seiner Werke oft Abbruch tun; auch hat er seine Unschuldigungen mehr als billig verallgemeinert. Aber auch Keller hat diesen Gefahren eines kämpferischen Geblüts nicht immer obgesiegt; seine politischen Zeit- und Streitgedichte (*Apostatenmarsch*, *Lied vom Schuft*, *Jesuitenzug* und dergleichen) atmen unversöhnlichen Partegeist, und die Verhöhnung der reformerischen Predigt im „Verlorenen Lachen“ ist von dem possehaften Zug nicht freizusprechen, den Keller an den satirischen Charakterzeichnungen Gotthelfs verpönte. Vor größeren Entgleisungen allerdings bewahrte den Zürcher Dichter ein geläuterter künstlerischer Geschmack, wie er dem viel naiver schaffenden Gotthelf abging. Beide waren durch ihr leidenschaftliches Temperament der Versuchung zu parteilicher Subjektivität ausgesetzt; wenn aber einer von ihnen das Zeugnis einer rüdhaftlosen Enthüllung seines Innern, ja den Vorwurf einer zu weit getriebenen Ehrlichkeit verdient, so ist es Jeremias Gotthelf. Er war so wenig „zugelöpfster Pfarrherr“, daß man aus seinen Schriften den ganzen Menschen mit all seinen Menschlichkeiten glaubt herauslesen zu können. Niemals hat er die pfarrherrliche Würde herausgelehrt oder zu wahren gesucht. Im Gegenteil, er warf sie jeden Augenblick hin, weil er sie jeden Augenblick wieder an sich nehmen konnte. Wann hätte seit Sebastian Sailer



Dora Hauth: Spiegel, das Kätzchen.

ein geistlicher Schriftsteller so tolle Späße gewagt wie er! und wann einer mit solcher Geistesfreiheit den eigenen Stand geschildert, bald in komischen und abschreckenden, bald in würdigen und einnehmenden Pfarrergestalten!

Aber freilich, sein Beruf läuft ihm nach in seiner Schriftstellerei. Er kann das Predigen nicht lassen. Er ist zu wenig bewußter Künstler, um mit seinen reichen Mitteln hauszuhalten. Gottfried Keller ist ihm an künstlerischer Einsicht und Stilgefühl weit überlegen. Dafür rückt seine Arbeit langsam von der Stelle und kommt schwer zum Abschluß. Sein literarisches Lebenswerk ist klein neben Gotthelfs, besonders, wenn man die längere Lebensdauer und größere Muße in Betracht zieht, über die er gebot. Gotthelfs Schaffen hat etwas Dämonisches, unheimlich Willenes; er steht wie im Bann einer Naturmacht, die über ihn gebietet. „Sobald ich arbeite, so kommt ein Geist in die Arbeit, und dieser Geist ist mächtiger als ich,“ schreibt er an Ed. Fueter; und an Karl Biziüs: „Ich habe durchaus keine schriftstellerische Bildung; ich werde fortgerissen und so in einen Zug hineingerissen, daß ich wenig mehr ändern kann. Ich kann daher zu wenig planieren und ökonomisieren mit Stoff und mit Worten ic.“

Und so immer wieder, auch im Schlusssatz zu Geld und Geist: Er sei untertan einem eigenen Geiste, der in jeder Erzählung lebendig wird, sie leitet und schließt. „Der Verfasser kann eine Erzählung beginnen, aber dieser Geist ist es, der sich ihrer bemächtigt und sie gestaltet nach seinem Willen.“ Ist diese Hilflosigkeit des schaffenden Genies in Gotthelf gegenüber den kritischen Bedenken und Einwänden nicht das sprechendste Zeugnis für den „Enthusiasmus“, den „schönen Wahnsinn“, welchen die griechischen Philosophen und Shakespeare als das Merkmal des großen Dichters erkannten? Und wollte jemand, der dieses Geistes einen Hauch verspürt, Gotthelf als Moralisten dem Künstler entgegenstellen?

Bleibt noch die Orthodoxie. Wer dieses Wort zu Gotthelf in Beziehung setzt, kennt entweder Gotthelf zu wenig oder versteht das Wort nicht. Orthodoxie, Rechtgläubigkeit, an sich eher ein lobender als tadelnder Begriff, wird heutzutage fast nur im Sinne von starrem Festhalten an überliefelter Glaubenslehre, von unduldsamer Verurteilung jedes andern Glaubens gebraucht. Leider wird diese starre „Rechtgläubigkeit“ oft mit Gläubigkeit verwechselt. Gotthelf war ein gläubiger Christ, aber kein „rechtgläubiger“, der sich im alleinigen Besitz der rechten Lehre glaubt und diese rechte Lehre als die Hauptfache in der Religion betrachtet. Über die Glaubenslehren der Kirche dachte er für einen gläubigen Pfarrer seiner Zeit sehr frei. Man lese das offene Bekenntnis in dem Brief an Amtsrichter Burkhalter vom 27. Oktober 1840: „Es gab eine Zeit,“ heißt es da, „wo ich ein materieller Rationalist war, und noch jetzt würden mich viele so nennen, wenn ich mit ihnen über Bileams Esel und den Propheten Jonas, über die fleischliche Zeugung Jesu, die Abfahrt zur Hölle und die Vorstellung, als ob Jesus auf einer Wolke gen Himmel gefahren sei, disputieren sollte.“ Er sei aber kein eigentlicher Rationalist; wo bliebe da der Glaube, die Ahnung? Aber auch kein Supernaturalist. Mit solchen möchte er kein einziges sogenanntes Wunder verfechten und mit ihnen bezeugen, es müsse so sein, wie sie sagen, und könne nicht anders sein. Er möchte sich eher einen Mystiker nennen. Die Wahrheit, sagt er schließlich, entschleierte sich nicht, aber Christus sei die Brücke zu ihr. Mit diesemilde gibt sich Gotthelf zufrieden. Ihm ist die Religion ein Leben im Glauben, das Christentum ein Leben in christlichem Glauben. Er kann, wie er einmal in Geist und Geld ausführt, den Glauben und die Ansichten und die Grundsätze und die Gefühle nicht in verschiedenen Schubladen voneinander sortieren wie der Kaufmann die Rosinen, Weinbeeren, Mandeln und den Kaffee. „So wie ein wohlsortierter Jude soll es der Christ nicht haben, es soll eins sein, d. h. nicht alles durcheinander . . . ,

sondern einem schönen Baume gleich, wo aus lebendig gewordenem Kerne die festen Wurzeln sprossen, schlank der Stamm gen Himmel strebt, schattenreich und weit die Äste sich ausbreiten. Der Glaube ist das Wurzelgeslecht im christlichen Herzen, entsprossen dem lebendig gewordenen Worte, der Stamm ist des Lebens Wuchs, das den Himmel sucht, die Äste die einzelnen Berrichtungen, welche das Leben fordert.“ Immer ist ihm das Leben der Brüderstein der Frömmigkeit, und wenn er (wie in „Annebäbi Tawäger“) die Wahl hat zwischen einem rechtgläubigen, aber selbstgerechten und eigenförmigen Vikari und einem ungläubigen, aber aufopferungsfähigen Mediziner, so schlägt sein Herz diesem entgegen. Und von seinem verstorbenen Bruder, der die Naturwissenschaft zur Religion hatte, sagt der fromme alte Pfarrer in derselben Erzählung: „Und doch war mein Bruder selig ein Christ, wollte es aber nie glauben; ein freundliches Kinderwort trieb ihm die Tränen in die Augen, aber auch jede Schlechtigkeit ganze Füder Blitze aus seinem Munde; die Armen waren seine Kinder, und sein Leben bot er alle Tage zum Opfer.“

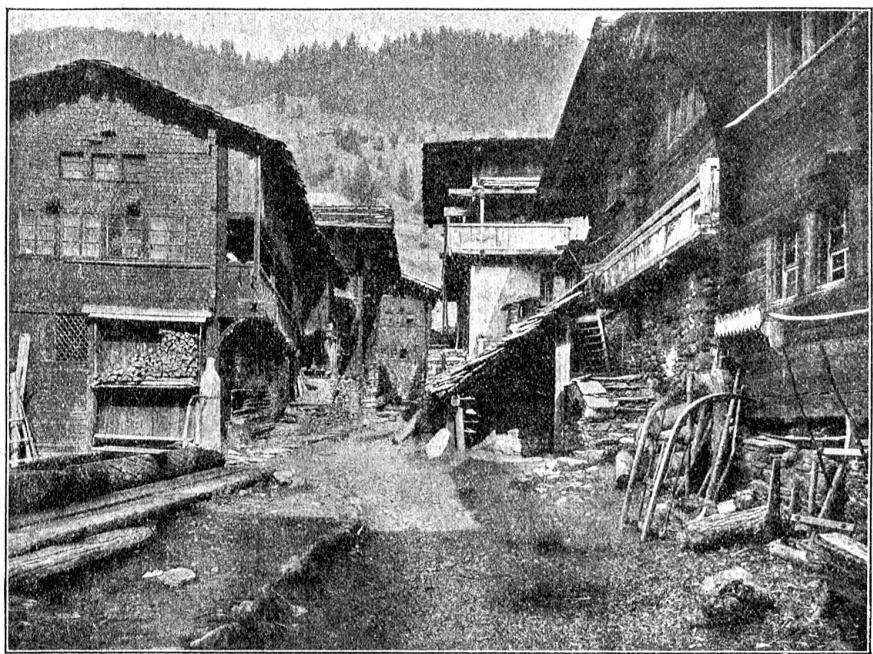
Und so galt dem gläubigen Gotthelf auch die Überzeugungstreue des Heiden höher als die bloße „Rechtgläubigkeit“ des Christen. Mancher fromme Leser der „Gründung Burgdorfs“ wird sich über den Ausgang dieser Erzählung gewundert haben, weil die erwartete Bekehrung der alten Heidin Emma zum Christentum ausbleibt. Aber Gotthelf läßt mit unverkennbarem Wohlgefallen die würdige Greisin auch vor den Bitten des geliebten Bertram standhalten. „Was ich immer war, bin ich noch jetzt, und ein anderes werde ich nicht; was meine Väter gelobt, dem bleibe ich treu.“ Und der greise Abt beugt sich vor dieser Gesinnung und bedenkt sich keinen Augenblick, die standhafte Heidin christlich zu begraben.

Blicken wir zum Schluss dieser unzulänglichen und in keinem Sinne erschöpfenden Vergleichungen auf das Wesentliche der beiden großen Männer zurück, so werden wir sagen können: sie sind sich tiefer verwandt als es den Anschein hat und als sie allgemein gelten. In ihrer leiblichen und seelischen Gesundheit, dem heizblütigen Temperament, dem offenen Welt- und Tatsachen Sinn, dem auf manhaftes Eingreifen und Mitwirken gerichteten Lebensmut, dem sittlichen Ernst ihrer Überzeugung, kurz, dem ganzen menschlichen Charakter nach sind sie Holz von einem Stamm und verkörpern alemannisches Schweizeramt von zähestem, gediegenster Art. In seinem politischen und religiösen Denken ist Gotthelf der früher Abgeschlossene, Fertige, von fremden Einflüssen weniger Berührte; Keller, durch sein langes Wandern, Suchen, Tasten und namentlich durch seine ausgedehnte Lektüre zu freierem Umlauf befähigt und vielseitiger gebildet, macht eine bewegtere innere Entwicklung durch und bleibt in lebendigerer Fühlung mit den treibenden Ideen der Zeit. Als schaffende Künstler stehen sie beide auf dem festen Boden der Wirklichkeit, insbesondere dem der Heimat, und stellen ihre Dichtung — Gotthelf ausschließlich, Keller mit Ausnahmen — in den Dienst volkszieherischer Aufgaben. Gotthelfs Dichtung springt mit der Gewalt eines Urquells aus unerforsttem Schacht hervor; er hat weder Vorbilder noch Schule noch künstlerische Grundsätze. Er schafft aus erster Hand, unbegreiflich kühn, sicher, in unaufhaltssamer Fülle, ohne Selbstkritik, bald Vollkommenes, bald Unvollkommenes. Keller steht auf Gotthelfs Schultern, der nichts von ihm empfangen oder lernen konnte — der Grüne Heinrich, Kellers Erstlingswerk, ist ein Jahr nach Gotthelfs Tod erschienen — und strebt ihm nach in der liebevollen und kräftigen Veranschaulichung heimatlichen Lebens und in der sittlichen Wirkung auf sein Volk. Wahrheit, Ehrlichkeit, Gediegenheit, Pflichttreue sind auch für ihn die Leitsterne des sittlichen Lebens, die er dem Volke weist. Und auch er, wie Gotthelf, verbindet den Ernst seiner Grundstimmung mit dem tößlichsten Spiel des Humors. Aber er versteht sich besser auf das Geheimnis rein künstlerischer

Form; sein Geschmack hat sich an den besten Mustern der Dichtung und Malerei, an den Lebensformen einer geistig hochstehenden Gesellschaft geläutert. Er steht auch im Schaffen als strenger Richter über sich selbst und seine Werke, späterlicher an Zahl und Umfang als die Gotthelfs, sind mit verschwindenden Ausnahmen zu lauter Meisterwerken gediehen.

Wir sind beiden so tief zu Dank verpflichtet, daß uns alle Lust vergehen sollte, den einen gegen den andern auszuspielen. Möchte die Keller-Gedenkfeier recht viele veranlassen, etwas von der Schuld, die uns drückt, an den Dichter abzutragen und seine Werke auch dahin zu verbreiten, wo noch kein Strahl aus ihnen hingedrungen ist. Welche große, kaum erfaßte Aufgabe für die Schule! Man redet sich so gerne ein, Dichter wie Keller lebten wirklich in ihrem Volke! Eitle Täuschung! wenn man unter Volk nicht bloß die wenigen versteht, die höhere Schulen besucht haben. Und doch ist es des Dichters Traum und schönste Hoffnung gewesen, auch den Geringen, Freudlosen und Geknechteten das Dasein zu erhellen.

Herrnieder läßt uns dringen,
Demütigen Herzens bringen
Licht in der ärmsten Hütte Nacht!



Dorfstrasse in Kippel (Lötschental).

gab in ihren braunen Wangen. Mir schien es zwar, als wäre ich besonders Hahn im Korb, denn viel und oft rief sie mich schnell ins Stübchen und gab mir ein Chacheli voll süße Nüde. Erst viel später erfuhr ich, daß die fünf andern diesen Vorteil auch genossen hatten.

Es kamen nun herrliche wolkenlose Tage und wir streiften viel im Tal und auf den Höhen herum. Derjenige, der etwa in der Hütte zurückblieb, leistete der Opportuna Gesellschaft. An einem solchen stillen Nachmittag habe ich sie in ihrem heimeligen Stübchen abgezeichnet. „Das säg-e-ne zum vor,“ mahnte sie gleich zu Beginn der Sitzung, „wenn mer 's Bild nit g'sallt, mach-i z'Blatt kaput . . .“ Das Bild ist denn auch kein Kunststück geworden, aber sie hat es doch nicht „kaput“ gemacht und es mir als Erinnerung gelassen.

Opportuna machte uns auch mit der Malerin bekannt, die den ganzen Sommer auf der Alp war und unermüdlich malte. Die Malerin aber war die Güte selbst. Sie half uns aus mit Rissen und Bettstücken zur Verbesserung unseres Lagers und lud uns ein zum Dorfen. So verbrachten wir denn in ihrer heimeligen, mit vielen farbenfrohen Aquarellen geschmückten Stube die schönsten Abende. Einmal harzte Max, der seiner Handorgel wegen allgemein nur der „Spielmann“ genannt wurde, so wunderschön, daß nach und nach die ganze Sennerinnenschar in der Stube sich versammelte. Zu aller Freude erschien dann auch noch der Maler Albert von der Hodenfuhré und nun wurde rezitiert, gespielt, gesungen und getanzt, daß es eine Art hatte. Vollgepflrostet war die Stube, aber die gastfreundliche Malerin hieß alle willkommen. Mitten in einem Spiele, spät am Abend, ging auf einmal die Türe auf und herein trat zaghaft ein kleines Mägdlein, blickte ängstlich mit verweinten Augen um sich und flüchtete sich plötzlich laut schreiend in den Schoß seiner pflichtvergessenen Mutter! Schnell eilte die Mutter mit dem Kinde heim, ihr folgten einige ältere Frauen, die „Jungen“ aber blieben noch eine Weile zusammen und sangen weiter: „Schön ist die Jugend . . .“

An einem Abend gingen wir nach der nahen Hodenalp, um der schönen Amanda, die uns von den letzten Jahren noch in bester Erinnerung war, einen Besuch zu machen. In ihrem blitzblanken Stübchen empfing sie uns mit ihren Freundinnen. Amanda, die Königin der Hodenalp, war aber böse auf mich. Ich hatte nämlich einmal in einer Zeitung etwas über sie und die Hodenälplerinnen geschrieben,



Oppotuna.

Von Emil Balmer.

Oppotuna ist die schönste und lustigste Sennerin der Lauchernalp. Die Lauchernalp aber ist eine der schönsten Alpen des Lötschentals. Hoch über dem Talgrund und dem Lärchenwald liegen grüne Matten, übersät von grauen Felsblöden. Frei schweift der Blick von hier aus auf alle die hohen Berge ringsum; mächtig ragt das Bietschhorn gegenüber empor. Eng aneinandergeschmiegt sind die wenigen Hütten der Alp. Eine nur höchst allein und lührn ob einem Felsvorsprung, die Gitschhütte. Und dort haust im Sommer die Oppotuna, hütet und melkt ihre fünf Kühe, macht alle Tage ein kleines Käselein und süße Butter und lacht und singt dabei den ganzen Tag. Und wenn du, lieber Leser, etwa meinst, die „lustigen Sennerinnen“ leben nur noch in Geschichten und Tirolerliedern, so irrst du dich sehr. Froh und frei findest du sie noch jetzt, wie in der guten alten Zeit, droben auf den Alpen von Lötschen.

Unser sechs zogen an einem schönen Sommernachmittag in die Gitschhütte ein zur großen Freude der Oppotuna. Mit eingestemmten Armen stand die hübsche, schlanke Waliserin unter der Hüttentür und musterte neugierig ihre Feriengäste. Schalk und Humor blitzten aus ihren braunen Augen, und da sie in ihrer Natürlichkeit nichts von Scheu wußte, spaßten wir bald miteinander, wie alte Bekannte. Unsere Stube war bald eingerichtet; die Kühe teilten wir mit der Oppotuna. Und das war ein Glück. Wie manchmal mußte uns unser Schuhengel aus der Not helfen, denn allzunah und verlockend stunden Milch, Nüde, Unken und Käse auf ihrem Chuchischaft. Die Oppotuna mochte uns gleich alle gut leiden. „Auf ei Schutz han-i grad sächs gärn ghabet,“ sagte sie oft und lachte dazu, daß es tiefe Grübchen